

In diesen Tagen aber, als die Zahl der Jünger zunahm, erhob sich ein Murren unter den griechischen Juden in der Gemeinde gegen die hebräischen, weil ihre Witwen übersehen wurden bei der täglichen Versorgung.

2 Da riefen die Zwölf die Menge der Jünger zusammen und sprachen: Es ist nicht recht, dass wir für die Mahlzeiten sorgen und darüber das Wort Gottes vernachlässigen.

3 Darum, ihr lieben Brüder, seht euch um nach sieben Männern in eurer Mitte, die einen guten Ruf haben und voll Heiligen Geistes und Weisheit sind, die wir bestellen wollen zu diesem Dienst.

4 Wir aber wollen ganz beim Gebet und beim Dienst des Wortes bleiben.

5 Und die Rede gefiel der ganzen Menge gut; und sie wählten Stephanus, einen Mann voll Glaubens und Heiligen Geistes, und Philippus und Prochorus und Nikanor und Timon und Parmenas und Nikolaus, den Judengenossen aus Antiochia.

6 Diese Männer stellten sie vor die Apostel; die beteten und legten die Hände auf sie.

7 Und das Wort Gottes breitete sich aus und die Zahl der Jünger wurde sehr groß in Jerusalem. Es wurden auch viele Priester dem Glauben gehorsam.

Liebe Gemeinde

Mehr als 1000 Jahre gemeinsame kulturelle Geschichte des nordfränkischen und südthüringischen Raums.

Mehr als 500 Jahre: Eine dynastische Vergangenheit Coburgs mit dem Kurfürstentum Sachsen, dem Adelshaus der Wettiner und den Thüringer Kleinstaaten.

Fast 100 Jahre: *Ein* Herzog für Sachsen-Coburg und Sachsen-Gotha.

Nächstes Jahr feiern wir 100 Jahre Beitritt der evangelischen Landeskirche Coburg zur Evangelisch-Lutherischen Kirche in *Bayern*.

Die Neuordnung der Territorien in Thüringen endet nach der Revolution im November 1918 und nach der Absetzung des letzten Herzogs Carl Eduard mit einem unerwartbaren Ergebnis: das evangelische Coburg gibt Thüringen den Abschied und schließt sich dem katholischen Bayern an.

Was war passiert?

Wir hören den Theologen Ernst Koch: „Zwischen den Landesteilen Sachsen-Coburg und Sachsen-Gotha hatte sich schon seit längerer Zeit eine schleichende Entfremdung, verbunden mit Misstrauen, eingestellt. Sie verstärkte sich durch den Eindruck, zurzeit der kriegsbedingten Mangelwirtschaft durch das in Weimar ansässige Ernährungsamt vernachlässigt worden zu sein. ...

So konnten sich Vertreter der Kirche von Sachsen-Coburg während der thüringischen Synode Anfang Dezember 1919 nur noch formell von der Thüringer evangelischen Kirche verabschieden.“¹

Das war passiert: Die Versorgungsfrage wird zur Wahrheitsfrage.

„Erst kommt das Fressen, dann die Moral“ singt die Seeräuber-Jenny aus Bert Brechts Dreigroschenoper.

Erst kommt das Fressen, dann die kirchliche Einheit, sagen die Coburger Kirchenvertreter.

Nicht nur im Wein, im Brot liegt die Wahrheit lehrt uns das Predigtwort. Die Versorgung mit Lebensmitteln ist ein politischer Faktor erster Güte, sie überwindet kulturelle Traditionen, Konfessionen, spaltet und fügt neu zusammen.

Das Weimarer Ernährungsamt hatte 1920 Vertrauen verspielt.

1.900 Jahre zuvor eine vergleichbare Situation:

¹ Koch Ernst, Kirche in Thüringen 1918-1920 in Faludi C. u. Bartuschka M. „Engere Heimat“ Die Gründung des Landes Thüringen 1920, S 225, Weimarer Verlagsgesell., Wiesbaden 2020

„Als die Zahl der Jünger in Jerusalem zunahm, erhob sich ein Murren unter den griechischen Juden in der Gemeinde gegen die hebräischen, weil ihre Witwen übersehen wurden bei der täglichen Versorgung.“

Achtung: Es droht eine schleichende Entfremdung zwischen griechisch sprechenden und hebräisch sprechenden Juden. Entlang der Versorgungsfrage. Fränkisch und thüringer Sächsisch sprechende Christen wissen, wohin das führt, eine schleichende Entfremdung entlang der Versorgungsfrage.

Bislang ereignet sich die Ausbreitung des Evangeliums, lesen wir in der Apostelgeschichte, als eine vom Geist Gottes angetriebene, von charismatischen Predigern umgesetzte, an wunderbaren Ereignissen nicht zu knappe Erfolgsgeschichte.

Wie der Duft frisch gebackenen Brotes sich nicht aufhalten lässt von geschlossenen Türen, so dringt die Freude des geteilten Brotes vom Tisch des Herrn über die Worte der Apostel in die Herzen der Menschen. Die Zahl der Christen in Jerusalem nimmt rasant zu.

Den Jesus, den ihr gekreuzigt habt, den hat Gott von den Toten auferweckt, das ist die Wahrheit.

Die Wahrheit ist, dass unsere Witwen hungern, während eure gut versorgt sind, wird unter den griechisch sprachigen Judenchristen in Jerusalem getuschelt, gezischt, gemurrt, es rumort in der Gemeinde.

Das ist die Wahrheit: Essen und Trinken sind ungleich verteilt, und die Ungleichheit geht an einer bestimmten Grenze entlang: An Sprache und Herkunft.

Das klingt wie ein Naturgesetz, na klar geht die Grenze entlang an Sprache und Herkunft.

Die Eingeborenen werden gut versorgt, die Zugezogenen schlecht.

Das ist kein Naturgesetz, sondern eines des sozialen Miteinanders, also von Menschen gemacht und von Menschen veränderbar.

Sprache und Herkunft zur Grenzlinie zu erklären, an der Versorgungsfragen entschieden werden, entspricht nicht dem Evangelium.

Die Zwölf verkünden das Wort, die Hebräischen sind gut versorgt, bei den Griechischen jedoch schlägt´s 13.

Sie murren, weil doch Wort und Tat, so sehen sie das, zusammengehören.

Der Dienst an den Tischen hatte seine Selbstverständlichkeit verloren und war zur Probe geworden auf die Wahrheit des Evangeliums.

Wir wissen, solche Proben führen zu Verwerfungen und können bislang Gültiges auf links drehen.

Die Kirche Jesu Christi wäre nicht die weltweite Kirche, die sie heute ist, als römisch-katholische sowieso weltweit, aber auch als evangelische im lutherischen Weltbund weltweit, sie wäre diese Kirche nicht, wäre die Versorgungsfrage damals so gelöst worden: sich in kleine Nationalkirchen aufzuspalten, die eigenen und nur die eigenen Leute zu versorgen und nebeneinander Kirche zu sein anstatt miteinander. Der erste Reflex geht bei Krisen in diese Richtung, ob Nahrungskrise oder Pandemie: Grenzen schließen, die eigenen Leute versorgen.

Unser Predigtwort nimmt eine andere Wendung und wir werden Zeugen der Gründung des kirchlichen Sozialdienstes.

Das Wunder besteht in der Gründung eines Sozialdienstes, vor allem aber darin, wie Kirche und Sozialdienst, wie Diakonie und Gottesdienst nicht auseinanderfallen, sondern notwendig zusammengehören.

Wir geben heute als Gemeinden unsere Diakonie an professionelle Einrichtungen ab, die freilich professionell arbeiten um der anvertrauten Menschen willen mit ihren besonderen Bedürfnissen.

Aber wer von uns weiß, wie eigentlich das EFH oder das Rodacher Leben durch die Coronakrise kommen? Wie die Wohnheime für Menschen mit Behinderung in Seßlach fertig wurden mit der

Kurzarbeit ihrer Bewohner, die wochenlang in Zimmern und auf den Wohnstationen ausharren mussten?

Kümmert jemanden, wie die Gäste des Sozialpsychiatrischen Dienstes in der Bahnhofstraße durch Corona vergrämt werden und jetzt mehr schlecht als recht in ihren Wohnungen die Wand anstarren?

Wir *hören* das Murren dieser Menschen überhaupt nicht mehr, dazu haben wir sie an die Diakonie, an unseren Sozialdienst abgegeben, und aus den Augen sind sie uns auch aus dem Sinn geraten. Ich halte das für ein Problem.

Die Apostel seinerzeit erkennen den Missstand. Natürlich geht es nicht an, dass Witwen mit dem Notwendigsten nicht versorgt werden, und es geht auch nicht an, dass dies entlang einer Grenze von Sprache und Herkunft geschieht.

Es ist aber genauso wenig recht, dass wir für die Mahlzeiten sorgen und darüber das Wort Gottes vernachlässigen, erklären dieselben Apostel.

„Ich bin das Brot des Lebens“ sagt Jesus von sich. Und die Zwölf haben Recht, wenn sie nicht gegeneinander ausspielen lassen, was zusammengehört: Das Brot des Lebens und Brot für die Welt.

Ohne das Brot des Lebens gäbe es Brot für die Welt als weltweiten Sozialdienst, nicht. *Ohne* Brot für die Welt allerdings wäre die Wahrheit des Brot des Lebens bestenfalls die halbe Wahrheit.

Wer soll sich hinstellen und das Evangelium von Jesus Christus verkündigen als die – immerhin – halbe Wahrheit.

Nein, so geht das nicht. Die Wahrheitsfrage muss sich auch an Essen und Trinken bewähren, es müssen die hebräischen und die griechischen Witwen versorgt *und* das Wort Gottes ausgebreitet werden.

Das geht in der Kirche Jesu Christi nicht ohneinander, nicht nacheinander, sondern miteinander erfahren wir im Predigttext.

Zuerst lernen wir, wie man sich ordentlich beschwert. In Zeiten von Empörungskultur, shitstorms, der Verschandelung des Reichstages mit Reichskriegsflaggen und einer Verachtung für Abwägungsprozesse in einer Demokratie lässt sich da tatsächlich etwas lernen.

In der Jerusalemer Gemeinde entsteht ein Murren. Das ist mehr, als seine Enttäuschung still in sich hineinzutragen und beleidigt zu erwarten, noch entdeckt oder gehört zu werden.

Das ist auch mehr, als hinter vorgehaltener Hand Unzufriedenheit zu äußern.

Es ist aber weniger, als in lautstarker Empörung auf den leeren Tisch zu hauen.

Diejenigen, die murren, sind mürrisch, und haben Grund dazu. Sie brummen und brummeln auch. Allerdings nicht aus Prinzip, sondern weil sie die Erwartung haben, an ihrer Sache lässt sich aus guten Gründen etwas verändern.

Die Apostel werden hellhörig. Auch das gehört zu einer guten Beschwerdekultur, bei einem berechtigten Anliegen hellhörig zu werden. Aufmerksam zu sein für das Rumoren in der Gemeinde, bevor es zum offenen Konflikt kommt.

Und dann offen zu sein für den Konflikt. Natürlich ist es unrecht, dass die Witwen nicht versorgt werden und es ist beschämend, wie dies an der Grenze entlang von Sprache und Herkunft geschieht.

Unsere Kirchenkrise heute beginnt im 19. Jahrhundert. Die Kirche hat viel Vertrauen verspielt, als sie an sozialen Grenzen entlang, an der Grenze von Bürgertum und Proletariat nicht das berechnete Murren der ausgebeuteten Fabrikarbeiter vernahm.

Nicht offen war für einen Konflikt, den man hätte führen müssen mit den Bewahrern und Profiteuren einer Ständeordnung. Die Forderungen nach Arbeitsbedingungen, die nicht krank machen, nach Wohnraum, nach der Absicherung von Lebensrisiken waren doch berechnete Murren. Und die

Forderungen stellten getaufte Christen, sie revoltieren angesichts der Lösung der Versorgungsfrage an Klassengrenzen entlang.

Damals gründen sich Diakonievereine, sie gründen sich parallel zu Kirchengemeinden.

In Vereinen, als das Murren überhört, als die Vernachlässigten im Stich gelassen werden, entzieht sich der kirchliche Sozialdienst synodaler Aufsicht und gemeindlicher Unterstützung. Dieses verspielte Vertrauen wirkt bis heute nach im Abstand von Diakonie und Ortsgemeinde.

Damals machen sie es anders. Sie lösen das Problem nicht durch Auslagerung des Sozialdienstes aus der Gemeinde. Sondern innerhalb der Gemeinde nehmen die Apostel eine Arbeitsteilung vor. Aber so, dass klar bleibt: Gottesdienst und Sozialdienst sind gleich notwendige Aufgaben der Kirche Jesu Christi.

Ihr Vorschlag: Die Betroffenen zu beteiligen und in echte Verantwortung zu nehmen.

„Darum ... seht euch um nach sieben Männern in eurer Mitte, die einen guten Ruf haben und voll Geistes und Weisheit sind, die wollen wir bestellen zu diesem Dienst.“

Die christliche Gemeinde muss ihre Geschicke selbst in die Hand nehmen, was schön klingt, aber Mühe macht. Es wäre leichter gewesen, auf die da oben, auf die Apostel zu schimpfen, und sich dennoch das Essen von ihnen servieren zu lassen.

So wie es heute leichter ist, auf die Landeskirche zu schimpfen, mehr Hauptamtlichkeit zu fordern und sich mehr Geld für die Immobilien servieren zu lassen.

Wir denken über Reformprozesse nach wie Profil und Konzentration und über einen Landesstellenplan, der die Hauptamtlichkeit in unserer Kirche verteilt.

Bestimmte Entwicklungen, die organisatorische Trennung von Diakonie und Ortsgemeinde, verschiedene Berufsgruppen in Kirche und Diakonie, unterschiedliche Finanzierungsmodelle der Kirche und ihres Sozialdienstes, machen wir nicht mehr rückgängig.

Aber deutlicher aufeinander zubewegen müssen wir uns: So steht es im Evangelium, so und nur so bleiben wir in der säkularen Gesellschaft sichtbar und glaubwürdig.

Im biblischen Vorbild wählen sie nicht einseitig Praktiker für den Tischdienst, sondern Menschen voll Geist und Weisheit.

Zuerst brauchen wir für unsere Aufgaben Menschen voll Geist und Weisheit, und dann entscheiden wir mit ihnen, wozu sie besser geeignet sind: Für den Gottesdienst oder für den Sozialdienst. Die biblischen Diakone begegnen uns jedenfalls als Tischdiener *und* als Zeugen, Prediger, Märtyrer und Täufer.

Was hieße es für eine Kirchengemeinde, zu entdecken, wir haben eine Pfarrerin, und wir haben Gemeindeglieder, die hauptamtlich in Einrichtungen der Diakonie arbeiten: zwei Altenpflegerinnen, ein Psychologe, zwei Erzieherinnen, ein Heilpädagoge, und die Abteilungsleiterin Finanzen beim DW.

Wir kennen die auch, weil wir sie im Gottesdienst treffen, weil einer davon Prädikant ist und eine andere im KV.

Und wir entdecken, dass nicht nur Kirche ist, was sich in diesem Gotteshaus und im Haus Kontakt ereignet, sondern Kirche und Gemeinde genauso stattfindet in dem, was in den Fachdiensten der Diakonie geschieht.

Und die Menschen, die dort Klienten sind, und die, die sich um sie kümmern, sind Kirche im Haupt- und im Ehrenamt. Im Gottesdienst und im Sozialdienst. Und wir verstehen uns auch gemeinsam als Kirche.

Wir fühlten uns nicht ganz so in der Krise, wenn wir uns im Blick hätten und uns persönlich kennen als eine Gemeinde, die natürlich sonntags im Gottesdienst die Auferstehung Jesu Christi von den Toten feiert, und alltags im DW in Beratung, Unterstützung und Pflege das Aufstehen und Einstehen für das Leben praktiziert. Wenn es heißt, mit der Kirche ginge es immer mehr bergab, dann können wir sagen: Mit unserem Sozialdienst jedenfalls nicht.

Das darf dann aber für uns in der Gemeinde keine Nachricht aus einer anderen Welt sein, sondern wir müssen voller Überzeugung auch *wir* sagen, wenn es um unseren Sozialdienst geht, wie wir *wir* sagen, bei der Kirchenmusik.

Vor 100 Jahren haben sich die Coburger und die Thüringer Kirche voneinander getrennt. Beide waren und blieben Kirche Jesu Christi und bestimmt hat die Coburger Kirche für die Zeit der DDR das glücklichere Ende erwählt. Die Gründe für das Auseinandergehen zweier Körperschaften des öffentlichen Rechts waren nachvollziehbar, wenn auch kein Ruhmesblatt.

Die Trennung von Gottesdienst und Tischdienst, von Kirche und Diakonie, von Ortsgemeinde und Sozialdienst, die allerdings ist keine Frage der politischen Umstände, keine Frage gelingender oder misslingender Versorgung. Die Einheit von Kirche und Diakonie ist eine Nagelprobe auf die Wahrheit und Glaubwürdigkeit des Evangeliums.

Unser Predigttext nennt als Maßstab, mit dem die Kirche Jesu Christi fällt oder steht: Einheit von Gottesdienst und Sozialdienst. Amen